

Zwischen Stambul und Galata.

Das Leben in Konstantinopel zur Zeit... in nächstfolgender anregender Plauderei:

Der ziemlich breite, graue Streifen, der das tiefe Blau des Meeres durchschneidet — die Brücke zwischen Stambul und Galata — wird plötzlich leer, als ob sie durch eine gigantische Hand von Menschen reingefegt worden wäre. Die letzten Wanderer beugen sich mit einer für orientalische Weine ganz ungewohnten Schnelligkeit, noch über die Brücke zu kommen, ehe sie geöffnet wird. Es scheint, daß ein paar Schiffe von einem erfolgreichen Raub im Schwarzen Meer zurückgekommen sind und nun in den Annehmlichkeiten des Goldenen Horns entlassen werden sollen. Daher wurde mit gebietender Gebärde dem mächtigen Strom des Verkehrs, der sich täglich über die Brücke von einem Ufer zum anderen bewegt, Einhalt geboten. ... Schon wird das Schlußstück der Brücke ausgefahren. Stambul ist von Galata getrennt wie in

herum ist gespannt, was nun kommen wird. Die Leute in den hinteren Reihen stehen auf den Fußspitzen und lauschen anhöchlich auf die tiefen Bassstimmen großer Dampfer, die sich aus der Ferne hören lassen.

Inzwischen spricht man von den eigenen kleinen und großen Sorgen. Dicht hinter mir steht ein südtürkischer Beamter in Uniform. Er hat in seiner alten, würdig aussehenden türkei-türkischen Frau eine alte Bekannte wieder gefunden. Sie sprechen vom Krieg und den Opfern, die man für ihn bringt. „Ahmed“, so erzählt die Alte, „ist in Tortonat Kale. Es geht ihm gut. Wenn das Kismet will, werde ich ihn bald wiedersehen.“ Ich entnehme dem Gespräch, daß das Haus der alten Frau beim letzten Brande in Topkane ein Raub der Flammen geworden ist. Der südtürkische Beamte sollte die Obdachlosen unterbringen. Er hat ihr in Bekstiftah am Bosporus ein Haus gefunden. Da sind sie nun gut aufgehoben. Die Greisin und der alte

sehe ich unsere Feldgrauen, die sich hier als eine Art neuer „Orientreisender“ aufhalten. Der eine lehnt gegen das Büffelgepäck, das, von



Blick über Raberna, das von österreichischen Fliegern des Ostern beschossen wurde.

einem einheimischen Treiber geführt, seine und seiner Kameraden Sachen trägt. Gemüthlich schmaucht er seine Pfeife und schaut philosophisch in das bunte Gedränge hinein. Ich frage ihn, wie ihm Konstantinopel gefällt. — „Fürchtbar teuer!“ war die Antwort, die ich erhielt. — Dann kam mit einem Male ein jäher Ausbruch in die Menge hinein. Die Schiffe waren herein, und die Brücke schloß sich. In dicht geschlossenen Reihen, wie ein angreifendes Bataillon, legte sich von hüben und drüben ein Menschenstrom in Bewegung. — Auch die Büffel meines Feldgrauen zogen an. Die Hüpen der Autos tönten, und einige zehn Minuten lang bot die Brücke das Schauspiel eines Würfels von Menschenmassen, Pferden und Fahrzeugen aller Art, bis sich die Hochflut verlaufen hatte und — die Beziehungen zwischen Stambul und Galata wieder normalen Charakter angenommen hatten.

ein Leutnant zur See plötzlich auf ihrem Deck stand und ihnen mitteilte, daß der „Landstreicher“ ein deutsches Kriegsschiff sei, ging ihnen ein Licht auf. Nun mußten sie Quartier auf der „Möwe“ nehmen, fanden aber schon die „Appam“-Leute dort vor, die ihnen allerlei erzählen konnten, unter anderem, daß der Kommandant der „Möwe“ ein richtiger deutscher Graf sei. Einer der „Appam“-Leute, der Kanonier, hatte den Verschlussteil seines Geschüßes in die See geworfen, um es unbrauchbar zu machen — so lautete eine ihrer Erzählungen —, da war ein Schiffs-offizier sehr zornig geworden und hätte ihn gern erschlagen lassen, aber der Kommandant sagte: „Er hat nur seine Pflicht getan, wie auch wir sie getan haben würden.“

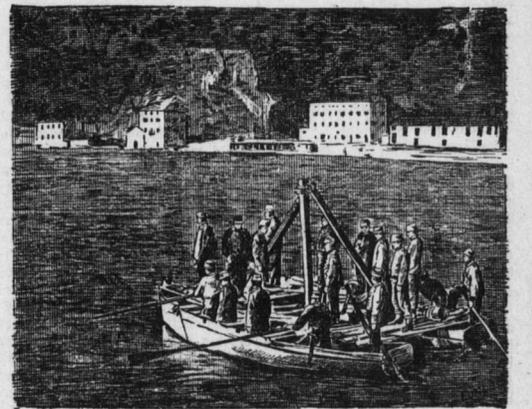
Neunzehn Tage brachte der Segelmacher von der „Edinburgh“ auf der „Möwe“ zu, und vierzehn auf der „Wellburn“. Während dieser Kreuzfahrten stießen sie eines Tages auf ein französisches Schiff, das mit seinen Lichtern in den Schicksal der dunkel dahinfahrenden „Möwe“ kam. Im letzten Augenblick noch sahen die Franzosen den nähergleitenden Nach-

Gemischte Gesellschaft.

Das in Saloniki versammelte Heer der Alliierten.

Ueber die Verhältnisse in Saloniki brachte ein Korrespondent des „Nieuwen Rotterdamers Courant“ nachfolgenden Bericht vom 2. Mai: Die eigentliche Gewalt liegt in den Händen der Franzosen, die eine „Administration de la justice locale“ unter der Leitung eines Majors vom Stabe des Generals Sarraill eingerichtet haben. Jeder Fremde erhält einen Paß, den er bei jeder Bewegung mit französischen Wachposten vorweisen muß. Viele Griechen, die als Anhänger der Partei Sunaris und als Gegner von Venizelos bekannt sind, sind nach Mytilene deportiert worden, wo sie in einem Gefangenenlager außer allem Verkehr mit der Bevölkerung gehalten werden. In Saloniki zeigt sich mit jedem Tag mehr der Mangel an unentbehrlichen Dingen, da die Ententebehörden ziemlich alles für sich anfordern. Tageslang war weder Mehl, noch Brot, noch Bohnen zu erhalten.

Während die englischen Truppenlandungen seit einiger Zeit aufgehört haben, haben die Franzosen im März noch 2000 Mann neue Truppen gelandet. Jedoch sollen jetzt wegen der Ereignisse vor Verdun keine Franzosen mehr kommen; nötigenfalls soll zur Verhinderung auf britische Truppen in Ägypten zurückgegriffen werden. Auch hat man von Portugiesen und Italienern als Reserve für den äußersten Notfall gesprochen. Das sogenannte serbische Heer ist aber, wie der holländer besichtigt, bloßes Phantasma, und von dort keine Verstärkung zu erwarten. Aus der Katastrophe Serbiens haben sich höchstens 50,000 Mann nach Korfu oder Saloniki retten können, alle in vollkommenem erschöpften Zustand und mit Seuchen befallen. Im Januar und Februar starben täglich Hunderte, und augenblicklich wird in Korfu ihre Zahl immer noch durch Cholera und Typhus dezimiert. Außerdem sind die Serben unter dem Eindruck des ausgehenden Lebens körperlich und geistig so erschöpft, daß sie als Soldaten kaum mehr brauchbar sind. Wenn die Rede davon ist, sie nach dem einen oder anderen Kriegsschauplatz zu versenden, so widersehen sie sich und gehen bis zur Meuterei. Einige Tausend, die amkräftigsten und darum am aufrechtesten waren, mußten von Korfu nach Bizerta gebracht werden. Die serbischen Offiziere sind zum größten Teil ins russische Heer eingetreit, um dort dem Offiziermangel aufzuhelfen. Die serbischen Soldaten, die in Saloniki sind, sind zu wirklichen Landstreichern geworden, betteln und werden von französischen Patrouillen in den Bier- und Kaffeehäusern aufgegriffen.



Der Krieg in Süditalien. Heimkehr von Minenlegern auf dem Gardasee.

Engländer und Franzosen verkehren. Im allgemeinen ist die Stimmung im griechischen Heere für die Zentralmächte nicht günstig. Den Alliierten hat man sehr übel genommen, daß sie ihre Munitionsmagazine und ihre Artilleriepark in Gallen bei dem Zentralbahnhof, also unmittelbar bei dem vornehmsten, sogenannten europäischen Viertel der Stadt, untergebracht haben. Das einzige, wodurch die Bewohner von Saloniki die Eingriffe der Alliierten ärgern können, ist der Mangel an Brot, das in der Stadt, zum Teil durch die griechischen und serbischen Offiziere, die die Besatzung bilden, unter der Hand abgekauft wird. Eine bedeutende Folge der fremden Besetzung ist der demoralisierende Einfluß, den sie auf einen Teil der Bevölkerung ausübt. Nach dem letzten Luftbombardement haben die Abgeordneten von Saloniki in der griechischen Kammer den Ministerpräsidenten Stuludis aufgefordert, bei der Entente ohne Zögern durchzusetzen, daß sie ihre Truppen und ihr Kriegsmaterial aus der Stadt entfernen. Sollte dem keine Folge gegeben werden, dann wäre die Bevölkerung genötigt, wirklich die Stadt zu verlassen, wie das französische Hauptquartier ihr auf ihre Klagen hin kurzweg geraten hat.

Der französische Minister hat durch besonderes Dekret die Witwe eines Majors, der lange Jahre vor dem Krieg gestorben war, ihrer Pension für verlustig erklärt, weil sie in Deutschland geboren ist. Die Offizierwitwe befaß die Ruzniegung eines Tabakbureaus. Sie soll sich nach Ausbruch des Krieges in ihre Heimat, Triest, begeben und dort mehrere Monate ungestört gelebt haben. Der Finanzminister zieht daraus den Schluß, daß die Witwe sich noch als Deutsche betraachtet, und hat ihr infolgedessen das ihr zugestammte Einkommen entzogen.



Österreichisch-ungarische „Pferdeantia“ an der italienischen Grenze.

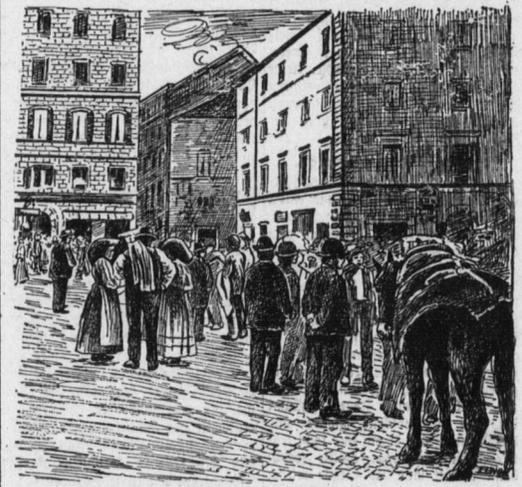


Strassenpartie bei der Dschama Eradschiddin in Bagdad.

ber allen Zeit, als man doch über die Erde, beide Ufer durch eine Brücke zu verbinden, gelacht hätte.

Der in Uniform erzählten sich ihre Schicksale mit behaglicher Breite. Aber aus altem Neiden der alten Frau löst die Schlußfrage nach ihrem Ahmed heraus, nach ihrem einzigen Kinde. Dann kommen die teuren Lebensmittelpreise an die Reihe — die Brotfrage, die Reisfrage und die Schminkefrage — die Zuckerfrage. Man denkt früher: der teure Kaffee — den man früher in regelmäßigen Zwischenräumen zu nehmen pflegte, um das einträgliche Dasein aufzubehalten! Jetzt trinkt man ihn „sahab!“ — einfach und ohne Zucker, wenn man ihn überhaupt trinkt. Aber wer wollte mit dem Schicksal hadern? Das ist nun einmal Beschluß des Rabir! — Ein Essen, der die überlegene Miene des Allererwähltesten annimmt, mischt sich in das Gespräch. Er gibt Ratschläge an, wo man die und die Waren am billigsten findet — einige andere äußern Zweifel an seinen Feststellungen. Das Gespräch wird ganz lebhaft. ... Ein großer Dampfer erscheint endlich in der Ferne. Der Wind trägt den Rauch weit über die Wogen des Meeres. ... Man redet neugierig die Häufe höher. ... In diesem Augenblick ertönt eine Detonation. Einige Angsthaften machen fogleich Miene, zu verschwinden. Aber das anstehende Gelächter zwingt sie zu einer Aenderung ihrer Absichten. Ein Kamal, der in der Nähe des Brückentopfes saß, mit einer großen, stromschnellenartigen Miene den Inhalt ausfließen. Der abspringende Pfropfen hatte das fürchtbare Geräusch verursacht. ...

Da war nun inzwischen der Dampfer herangekommen und mit ihm eine wertvolle Ladung, die den Ruffen entgegen war. Wie einen Sieger begrüßte die Menge das statliche Schiff, um dessen Masten noch vor



Lebhafte Diskussion über den österreichischen Fliegerangriff auf einem Platze in Raberna.

vollständig sind, fährt der Radkoffler nicht an. Diese sechs Schicksalsgegnen — für den Fall, daß das Boot umschlägt oder überfahren wird, was bisweilen vorkommt — sind gewöhnlich eine Mustertafel der Bevölkerung des türkischen Reiches, als da sind: Türken, Armenier, Griechen, Araber, Jnder usw. Sie stellen die „osmanische Einheit“ in der schönsten und vollkommensten Form dar. Und bei der Ueberfahrt erzählt oft der eine oder der andere seine Geschichte. Leider muß er sich beeilen. Denn die Ueberfahrt dauert nur höchstens zehn Minuten. ...

„Möwe“-Geschichten.

Ein Yarn nennt der englische Matrose die teils seltsamen, teils abergläubischen Geschichten der seefahrenden Leute. Die Besatzung der verschiedenen Schiffe, die der fiktiven „Möwe“ zum Opfer fielen, erzählen ihren aufhorchenden Landsleuten jetzt eine Menge solcher Yarns über das geheimnisvolle Fahrzeug, das aus nirgendwo plötzlich vor ihnen auftauchte, schnell wie der Vogel, dessen Namen es trug und flücht wie der Seeadler. Nicht lange, so werden die „Möwe“-Geschichten zu Legenden werden.

Der Segelmacher eines Segelschiffes, der „Edinburgh“, eines Fahrzeuges von 1500 Tonnen, erzählt, wie sie, auf dem Weg nach Liverpool, 122 Tagereisen von Hantsong ein Schiff auf sich zumommen sahen, das sie ansprach und sich nach ihrer Ladung erkundigte. „Er war“, sagte der Matrose, „anscheinend ein

bogel auf sie zuellen — da löschten sie ihre Lichter, und das Dunkel nahm sie auf. Die „Force“ hatte weniger Glück — oder weniger Witz — sie sah das dunkle Schiff, signalisierte: Deine Lichter sind aus — und wachte im nächsten Augenblick auch schon, warum sie nicht brannten.

Viele Geschichten weiß der Segelmacher noch von der „Möwe“, von der er spricht, wie Matrosen oft von den Schiffen sprechen, die sie leben oder vor denen sie Respekt haben. Von der Fahrt um Schottland herum zur Weihnachtszeit hatte er gehört, die schwedische Flagge hatte er unter der Farbe zu sehen geglaubt und die Kanonen unter den Köhnen. Eiserne Kreuze sah er auf der Brust der Offiziere und hörte, sie wären bei Scarborough vertrieben worden. Einmal war die „Möwe“ weiß, dann wieder dunkelgelb und ein langer Ventilator wurde verfürzt, sobald ihre Erscheinung sich nie gleich blieb.

Die Frau eines Wehrmannes aus Gidel bei Wanne, der in den ersten Kriegsmontaten zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden war, weil er sich in der Trunkenheit an einem Unteroffizier vergreifen hatte, wandte sich mit einem Gnabengesuch an die Kaiserin. Das Gesuch hat Erfolg gehabt. Nach einer Mitteilung des Mannes an seine Frau ist er jetzt wieder einem Erfabattalion seines Regiments zugeteilt worden.



Buchenstein (Vierra di Rivinalongo), 4815 Fuß hoch, an der Dolomitenstraße.

Auf beiden Seiten rauscht sich der Strom von Menschen, Reitern, Wagen und Automobilen. Ich stehe auf der Stambulseite. Hinter mir liegt die hochragende Sent Dornami mit den in der Frühlingssonne funkelnden vergoldeten Halbmonden auf den bleifarbenen Kuppeln. Ich tönne nach der Sitte der alten Byzantiner am Fischmarkt — Wolft Basar — ein Boot nehmen und mich von einem handfesten Ufer hinüber nach der alten Genuesschiffbahn ruhren lassen. Aber ich ziehe es vor, hier inmitten der bunten Menge stehen zu bleiben und ihren Gesprächen zu lauschen. ...



Verkaufsständen an einer Landstraße bei Kairo.

Jetzt steht inmitten die Brücke ganz offen. Eine Dampfmaschine schiebt durch die in der lebhaftesten Weise hoch aufsteigenden blauen Wogen. — Eine „Möhne“, wie man hier die Leichterschiffe nennt, wird von ihrem Lenker hindurchgeführt mit der langen Bootsstange und nimmt ihren Lauf in die blaue Weite des Bosporus hinaus. Die Menge um mich

ein paar Stunden die Winde des Schwarzen Meeres gespielt halten — wie einen Sieger mit stummer Egreifung. Und im Frühlingwind flatterte die rote Flagge mit Halbmond und Stern, die deutsche Seekarte wieder zu Ehren kommen hatten, nachdem die Engländer alles getan hatten, um über sie Unesre zu bringen. Und wenn ich um mich schaue,